

Lukas Hoffmann

Wassermann

Roman

LESEPROBE

MÄRZ

Für Simone Bath

FLUCHT

SEPTEMBERREGEN

1

Kurts blonde Haare fallen ihm verklebt auf die Schultern. Er sieht aus wie ein Rockstar, der dringend ins Bett muss oder einen neuen Schuss braucht. In der Cafeteria bestellen wir Apfelkuchen und Matetee.

Was liest du?, frage ich.

Er zeigt mir das Buchcover. *Hunger* von Knut Hamsun.

Gefällt es dir?

Kurt fasst sich mit dem Finger an den Mund. Er hat die gleichen Lippen wie seine Schwester.

Es erinnert mich an dich, sagt er. Ein junger Künstler, der hungrig durch die Stadt irrt.

Mein Traum, sage ich und schmunzle, aber Kurt lacht nicht.

Freust du dich auf Barcelona?, fragt er.

Ich bin froh, zu gehen, sage ich und fühle mich schuldig, weil ich ihn wieder allein lasse.

Ich weiß nicht, wie lange Kurt dieses Mal hierbleiben muss. Das letzte Mal waren es sechs Wochen. Unsere Wohnung ist immer viel zu still, wenn er nicht da ist.

Komm mich besuchen, sage ich. Wenn es dir besser geht.

Er zuckt mit den Schultern. Hinter seinen feuchten Augen erkenne ich Dinge, die er mir nicht sagen will. Etwas, wofür es vielleicht gar keine Worte gibt.

Siehst du meine Schwester heute?, fragt er.

Hat sie noch immer ihren Freund?, frage ich.

Wir lächeln uns über den Tisch an. Kurt schüttelt den Kopf.
Pass auf dich auf, sagt er.
Du auch.

An einem Dienstagvormittag arbeiten in Hamburg alle. Ich warte auf das Geräusch, das mir verrät, dass der Tank voll ist. Beim Bezahlen im Tankstellenhäuschen ziehe ich einen Blumenstrauß aus dem Wassereimer neben der Kasse. Von der Psychiatrie, in der Kurt lebt, bis zum Krankenhaus, in dem Mama liegt, ist es nicht weit. Ich parke den Van an der Straße. In ihrem Zimmer brennt Licht. Als ich zum ersten Mal hier war, fing der Sommer gerade an. Jetzt stirbt er wieder. So wie Mama. Anstatt auszusteigen, lasse ich das Fenster herunter. Am einfachsten wäre es, jetzt schon loszufahren. Mama würde es verstehen. Sie versteht immer alles. Ich will, dass du glücklich bist, hat sie gesagt, als ich sie das letzte Mal besucht habe. So, als wäre es offensichtlich, dass ich es nicht bin. Im Fahrstuhl zittern meine Hände. Ich hoffe, dass sie schläft. Manchmal, wenn ich sie besuchen komme, schläft sie. Wenn sie nicht schläft und wir uns unterhalten müssen, kann ich am Ende zumindest immer sagen, dass ich wiederkomme. Bis zum nächsten Mal. Ich hab dich lieb. Soll ich dir nächste Woche was mitbringen? Häagen-Dazs? Welche Sorte?

Die Aussicht auf ein Wiedersehen nimmt der Situation die Schwere und macht sie erträglich. Heute wird das nicht gehen. Die Erleichterung, dass ich in den nächsten Monaten nicht herkommen muss, spüre ich im ganzen Körper. Gleich darauf folgt Schuld. Eine dumpfe Schwere, tief im Magen. Lautes Lachen dringt aus ihrem Zimmer. Ihr Lachen. Jemand ist bei ihr. Ich warte vor der Tür, bis ein Pfleger herauskommt. Er nickt mir zu und verschwindet den Flur hinunter. Ich gehe ihm hinterher.

Kannst du die Blumen ins Zimmer stellen?

Na klar.

Er nimmt den Strauß und schaut mir ins Gesicht.

Deine Mutter hat einen guten Tag, sagt er.

Sag ihr, dass ich wiederkomme.

Lichterketten über schmalen Gassen. Der Himmel ist schwarz und die Steine unter meinen Schuhen glänzen, als hätte es geregnet, aber das hat es nicht. In Barcelona wird es auch nachts nicht dunkel. Ich gehe ziellos durch die Straßen meines Barrios, nur ein bisschen laufen, bis etwas passiert oder ich zu müde werde, um zu fühlen. Die erste Nacht in einer neuen Stadt ist immer schwer, eigentlich will ich sofort wieder ins Flugzeug steigen und zurück. Ein HUMANA-Schild leuchtet grünlich über einer Holztür. Der Laden ist offen. Als ich reinkomme, schaut die Verkäuferin auf. Sie trägt Lippenstift in einem Rot, das gut zur Jahreszeit passt.

Wir schließen gleich, sagt sie auf Spanisch.

Ich schau nur kurz, sage ich.

T-Shirts und Hemden hängen dicht aneinander und nach Farben sortiert. An einem Ständer in der Mitte des Raumes fällt mir eine braune Lederjacke auf. Das Leder fühlt sich weich an, als hätte es früher mal jemand sehr liebgehabt. Ich ziehe sie an und suche einen Spiegel. Sie steht mir.

Ich mache jetzt dicht, sagt die Verkäuferin.

Was kostet die?, frage ich.

Die ist handgemacht. Wahrscheinlich Buenos Aires. Späte 70er. Ich gebe dir 20 Prozent, wenn du dann gehst.

Ich ziehe die Jacke aus und halte sie vor mich hin.

Bist du fürs Wochenende hier?, fragt sie.

Ich glaube, ich bleibe länger, sage ich.

Sie nickt.

Dann brauchst du was, das dich schützt.

Schützt wovor?

Sie antwortet nicht, lächelt nur. Ich gehe mit meiner neuen Jacke zurück ins Hostel. Den Großteil der Nacht verbringe ich mit meinem Laptop im Gemeinschaftsraum. Außer der Kaffeemaschine und mir ist niemand hier. Jede Stunde dreht der junge Mann vom Empfang seine Runde. *David* steht auf seinem Namensschild.

An meinem dritten Tag besichtige ich eine Wohnung in Eixample. Der Vermieter ist ein alter Mann, der sehr schnelles Spanisch spricht. Er zeigt mir ein kleines Zimmer mit Balkon zum Innenhof. Die Decken sind hoch, die Stuckarbeiten nachlässig weiß überstrichen. Wenn man die Flügeltür zum Balkon öffnet, füllt das Licht den Raum. Die Wohnung hat zwei Schlafzimmer, beide haben Zugang zum Balkon. Das eine Zimmer ist noch frei. Der Vermieter fragt immer wieder: Seguro? Sicher? Also antworte ich immer wieder: Sí, seguro! Er verspricht, sich bei mir zu melden. Draußen auf der Straße schwitze ich in meinen Birkenstocksandalen. Tage vergehen, ohne dass ich eine Rückmeldung erhalte. Abends gehe ich für ein paar Drinks oder einen Joint mit meinen Freunden aus dem Hostel aus. Meine Freunde wechseln alle zwei Tage. In der Eingangshalle, dem Essensraum oder vor der Tür beim Rauchen hört man immer das Gleiche:

Woher kommst du? – Aus Deutschland.

Wie heißt du? – Luk. Und du?, frage ich dann und vergesse den Namen sofort.

Gefällt dir Barcelona? – Magisch.

Willst du was mit uns trinken? – Sicher.

Trotz der ständigen Gesellschaft werde ich ungeduldig. Meine sozialen Batterien sind überlastet. Jede Nacht bricht eine Gruppe Partygäste in den Schlafsaal ein. Leute schauen Serien auf ihren Betten oder führen Video-Calls ohne Kopfhörer. Andere vögeln, ohne die Vorhänge zuzuziehen. Es gibt immer das eine Paar, das völlig entsetzt frühzeitig abreist.

Wenn sich die Mittagshitze über die Stadt legt, tauche ich im Mittelmeer unter. Am Strand liegt mehr nackte Haut als Sand. Nur die Pakistani tragen lange Kleidung. Sie verkaufen Aqua, Cerveza, Beer, das sie in Plastiktüten in der Kanalisation kühlen. Nachmittags mache ich lange Spaziergänge. In den schattigen Gassen im Zentrum hängen coole Sonnenbrillen in Schaufenstern. Ich mache Pausen in coolen Cafés mit skandinavischen Schriftzügen. Mit koffeingepushten Fingern blättere ich durch Kleiderhaken in Secondhand-Läden. In Sant Antoni finde ich

eine blaue Gitarre auf einem Flohmarkt. Ich kaufe sie, obwohl ich weiß, dass ich es auch dieses Mal nicht lernen werde. Auf dem Rückweg zum Hostel lässt der Druck nach. Ein weiterer Tag geschafft. Nach dem Wochenende geht das Semester los. Ich glaube nicht, dass ich viel studieren werde, aber es ist trotzdem etwas, woran ich mich festhalten kann. Im Gemeinschaftsraum wird heute vorgetrunken. Eigentlich bin ich müde, aber ich will nicht alleine sein. Selbst nach Sonnenuntergang strahlen die Gesichter. Jemand schlägt vor auszugehen. Ich stehe auf, um Bier zu holen. Im Kühlschrank vom 7/11 stapeln sich bunte Softdrinkdosen und Wein. Daneben ein ganzer Schrank mit Bier. Ich bezahle, ohne ein Wort Spanisch sprechen zu müssen. Zurück im Gemeinschaftsraum sitzt David auf meinem Platz. Er dreht sich zu mir um. Seine Haare sind kurz geschoren. Wenn er sich auf die Backenzähne beißt, treten dünne Krampfadern am Hals hervor. Ich setze mich neben ihn.

Wem gehört die Gitarre?, fragt er.

Das ist meine, sage ich.

Spielst du?

Ich lerne, lüge ich.

Ich überlege, was ich noch sagen kann, aber mir fällt nichts ein. Im anschließenden Schweigen wird mir mein Herzschlag bewusst.

Du bist doch der Typ, der hier jede Nacht an seinem Laptop sitzt?, fragt er.

Und du, der hier Frühstück macht, sage ich.

Alle am Tisch lachen. David nicht. So einen Spruch würde ich mir nüchtern nie trauen. Er weiß das. Trotzdem lächelt er irgendwann. Ich verstehe, dass ich jetzt zurücklächeln müsste. Es ist eine Einladung. Zeig mir, dass du dich nicht zu ernst nimmst. Ich versuche es. Ich scheitere.

Die Willkommensveranstaltung für die Austauschstudierenden findet an der Plaça de la Universitat statt. Am Eingang zum Saal bekomme ich einen schwarzen Jutebeutel mit dem Logo der Universität in die Hand gedrückt. Die Bänke sind bereits gut gefüllt. Einige kennen sich schon. Ich setze mich an einen Platz am Gang und suche in meiner Tasche nach einem Kaugummi. Da ist ein Druck in meinem Bauch, seit meiner Ankunft ist er nie ganz weggegangen. In Räumen mit vielen gut gelaunten Menschen wird er stärker. Eine blasse Frau begrüßt uns von der Bühne aus. Sie ist groß und dünn und spricht auf Englisch. Hinter ihr stehen Studierende in rot-blauen Uniformen. Ein Film wird gezeigt: Lächelnde Menschen aller Hautfarben und Geschlechter erzählen, wie es ist, hier zu studieren. Als der Film fertig ist, klatschen alle, auch die blasse Frau.

Eine Sache noch, sagt sie. Aufgrund der politischen Lage hat sich die Universitätsleitung dazu entschieden, dieses Jahr keine Kurse auf Spanisch anzubieten. Der Unterricht wird also ausschließlich auf Katalanisch gehalten.

Zwischen den Reihen wenden sich die Gesichter einander zu.

Wir verstehen, dass das für einige unerwartet kommt, sagt sie.

Stimmen brechen in die Pause. Ich habe das Bedürfnis aufzustehen. Vor mir hebt ein Junge die Hand.

Sprachkurse werden unterrichtsbegleitend angeboten, sagt die blasse Frau. Und ihr bekommt natürlich Punkte, wenn ihr am Ende des Semesters eine Sprachprüfung ablegt.

Weitere Hände schießen nach oben.

Außerdem, sagt sie, erwarten wir dieses Semester von euch keine Prüfungsleistungen, wie es sonst üblich war, um die Punkte in den Seminaren zu bekommen.

Als sie das sagt, gehen alle Hände wieder nach unten. Leichter Jubel bricht aus. Eine junge Frau in der ersten Reihe steht auf. Ihre braunen Locken sind zu einem Zopf zusammengebunden. Sie wartet, bis alle leise sind.

Warum macht ihr das?, fragt sie.

Ihr Akzent ist britisch. Sie trägt Jeans, einen grauen Hoodie und sieht trotzdem irgendwie edel aus. Das Notizbuch auf ihrem Tisch ist aus schwarzem Leder.

Aus Protest, sagt die blasse Frau. Wir wollen ein Zeichen nach Madrid senden und Solidarität mit den Politikern zeigen, die im Gefängnis sitzen.

Und warum wollt ihr unabhängig sein?, fragt sie. Also, wer profitiert von diesem Kampf? Aus meiner Sicht leiden bei nationalistischen Bewegungen immer die einfachen Leute.

Ein paar Jungs in der letzten Reihe lachen. Auf der Bühne löst sich eine katalanische Studentin in Uniform aus der Reihe. Ihre blonden Haare fallen streng gekämmt bis zu den Ohren. Ihr Rücken ist gerade, als sie zum Mikrofon spricht.

Versteht uns nicht falsch, sagt sie. Diese Maßnahmen sind nicht als Ausgrenzung gedacht. Wir sind glücklich, dass ihr nach Barcelona kommt, um hier zu studieren.

Sie lässt den Blick durch den Saal gleiten und lächelt. Es ist jetzt still. Die junge Frau in der ersten Reihe steht immer noch und hebt den Arm.

An einem Mittwoch oder Donnerstag entdecke ich zufällig einen Park in der Nähe der Plaça d'Espanya. Ich mache einen meiner ziellosen Spaziergänge, als ich auf einmal mittendrin stehe. Leere Bänke unter kargen Bäumen. Sandboden und kaum Grün. Am Ende des Parks ein Café. Ich setze mich an einen der silbernen Metalltische und bestelle Bier. Coca-Cola-Sonnenschirme spenden Schatten. Meinen Laptop lasse ich zugeklappt vor mir liegen. Die Kraft, die ich brauche, um ihn aufzuschlagen, habe ich heute nicht. Gestern auch schon nicht. Ein alter Mann kommt an meinen Tisch. Sein Gesicht ist ledrig-braun, er hat kaum Zähne im Mund, aber lächelt. Auf einem Stück Pappe bittet er um Geld und Essen. Ich habe eine Banane im Rucksack und gebe sie ihm. Als er gegangen ist, schäme ich mich für mein Selbstmitleid. Obdachlose, die um Essen betteln, alte Frauen, die an Ampelkreuzungen

Taschentücher verkaufen, schwarze Männer, die in Einkaufswagen Metallreste aus Mülleimern sammeln. Armut und Leid sind überall und ich bin deprimiert, weil ich heute zu müde, zu traurig – ja, was eigentlich? – bin, um zu arbeiten. Ich bestelle noch ein Bier. Während ich warte, versuche ich mir einzureden, dass es ungesund ist, sich im Weltschmerz zu baden. Doch die Unruhe hinter meinen Augen bleibt. Ich weiß nicht, was ich will, ich kenne nur ein paar Dinge, die ich nicht will. So leben wie meine Eltern zum Beispiel. Ich habe mein Zuhause verlassen, weil ich mehr wollte, bin nach Hamburg gezogen und habe dort studiert. Dann habe ich Hamburg verlassen, weil ich nicht einmal herausgefunden habe, wonach ich suchen sollte. Jetzt bin ich in Barcelona und fühle mich schuldig, weil ich nicht glücklich bin. Weil ich nicht so glücklich bin, wie es von mir erwartet wird. Als das Bier kommt, trinke ich gierig und verschlucke mich.

Später im Hostel lege ich mich in mein Bett und ziehe den Vorhang zu, während die anderen in der Küche kochen. Ich habe das Bedürfnis, mit jemandem zu reden. Aber nicht nur zu quatschen, sondern wirklich zu reden. Auf meinem Handy warten ein paar unbeantwortete Nachrichten. Mama fragt, wie es mir geht. Meine Schwester Nela will wissen, warum ich mich nicht melde. Sie schreibt, dass Mama entlassen wurde. Es gehe ihr besser. Bevor das Baby kommt, will Nela Mama noch einmal besuchen. Sie fragt, ob ich dann auch dabei sein kann. Kurt schickt Screenshots von guten Flügen nach Barcelona diesen Monat. Er fragt, ob er buchen soll. An der Art, wie er schreibt, erkenne ich, dass es ihm besser geht. Die depressive Phase ist vorbei. Meistens ist er in den Wochen nach der Klinik sehr gut drauf und immer draußen. Ich weiß nicht, ob ich ihn gerade aushalten kann. Mir fällt mein Onkel Benni ein. Er wohnt in Berlin und hat gerade seine Firma verkauft. Vergangenes Jahr hatten wir ein gutes Gespräch. Wir haben lange in seiner Wohnung am Kudamm gesessen und Wein getrunken. Er hat mir von seinem Fitnesstrainer erzählt, in den er seit Jahren verliebt ist. Der Trainer sei sein Freund, aber hetero und in einer monogamen Beziehung. Irgendwann haben

wir sogar über Mama gesprochen, aber daran hat er sich am nächsten Tag nicht mehr erinnert. Obwohl er schon Alkoholiker ist, seit ich denken kann, hat er durch seinen Job und die Verpflichtungen noch lange funktioniert. Seit er frei ist, baut er körperlich stark ab. Alle in der Familie machen sich Sorgen, aber niemand tut etwas. Ich wähle seine Nummer. Während es klingelt, stelle ich mir vor, wie ich ihm die Dinge sage, die er hören muss, bevor es zu spät ist: dass er ein toller Mensch ist, dass die Zukunft immer noch vor ihm liegt und irgendwo eine Liebe auf ihn wartet. Als er nicht abnimmt, bin ich erleichtert.

Wenn du mal wirklich surfen lernen willst, komm zu mir in die Schule, sagt David.

Es ist mitten in der Nacht. Wir sitzen im leeren Gemeinschaftsraum. Sechs leere Bierdosen stehen vor uns. Ich habe Kurt gerade geschrieben, dass er seinen Flug buchen soll. David erzählt mir, dass er davon träumt, sein eigenes Surfhostel aufzumachen, vielleicht schon diesen Winter. Im Moment ist er noch in einer Surfschule im Hinterland der Algarve in Portugal angestellt.

Und was schreibst du hier heimlich an deinem Computer jede Nacht?, fragt er.

Auf diese Frage gibt es zwei Antworten. Meistens gebe ich die langweilige: Es ist nur Arbeit, Texte für Kunden, damit ich die Miete zahlen kann. Heute gebe ich die andere:

Einen Roman, sage ich.

Bis jetzt hat sich dieser Satz immer viel zu groß angehört. Auch jetzt klingt er für mich lächerlich, aber ich habe Vertrauen, dass David nicht über mich urteilt. Die meisten Leute wollen lieber eine bescheidene Lüge hören als eine ambitionierte Wahrheit. Er nicht.

Ist es eine Liebesgeschichte? Ich liebe Liebesgeschichten.

Ja, aber eine traurige.

Bist du schon fertig?

Noch lange nicht.

Dann schreib sie nicht zu traurig.

Ich glaube nicht, dass ich das kontrollieren kann.

Du schreibst die Geschichte. Es ist deine Entscheidung.

So fühlt es sich nicht immer an, sage ich.

Draußen ist es noch dunkel, aber ich spüre, dass bald die Stunde kommt, in der ich schlafen kann.

Ich lass dich mal allein, sagt David, als könnte er das spüren.

Als ich mich im Schlafsaal ins Bett lege, klingelt mein Handy. Die Vorwahl ist spanisch. Der Vermieter aus Eixample redet in schnellem Spanisch auf mich ein. Ich verstehe, dass er mir das Zimmer anbietet.

Seguro?, frage ich.

Seguro, sagt er. Tú también?

Seguro!, rufe ich in den Hörer.

4

Als ich in mein neues Zimmer komme, weiß ich, dass es das heute noch nicht gewesen sein kann. Draußen rauscht der Regen auf die Fliesen im Innenhof. Ein richtiges Sommergewitter. In Hamburg regnet es ständig, aber selten so kompromisslos. In meinem Rucksack steckt eine trockene Jeans. Ein Tütchen Gras fällt aus der Tasche. Ein italienischer Freund aus dem Hostel hat es mir zu meinem Auszug geschenkt. Ich hänge meine nassen Sachen über einen kleinen Holzstuhl auf dem Balkon. Weiße, französische Fenster trennen den Balkon vom Innenhof, wie bei einem altmodischen Wintergarten. Licht fällt unter der Tür zum Nachbarzimmer hindurch. Musik läuft. Ich kenne das Lied: *White Ferrari* von Frank Ocean. *I'm sure we're taller in another dimension. You say we're small and not worth the mention.* Ich zerkleinere die klebrig-grünen Blüten und streue sie mir über eine Zigarette. Spicy Zigarette, hatte der Italiener das genannt. Im Nachbarzimmer beginnt ein neuer Song. Zusammen mit dem Regen setzt auf einmal ein sehr wohliger Zustand ein. Gefühle steigen an die Oberfläche. Ich kann sie aushalten. Mein Körper wird sichtbar, Gedan-

ken verlieren ihre Schärfe. Eine junge Frau steckt den Kopf durch die Tür aus dem Nachbarzimmer auf der anderen Seite des Balkons.

Ich dachte, ich würde Gras riechen, sagt sie.

Ihr Akzent ist britisch. Sie trägt keine Hose, nur ein langes Shirt mit dem Aufdruck einer Skatermarke. Es ist die Britin aus der ersten Reihe.

Willst du auch?

Einen Moment, sagt sie und verschwindet in ihr Zimmer.

Als sie wieder rauskommt, trägt sie einen weiten Hoodie, der nur knapp über ihre Hüften fällt. Sie setzt sich im Schneidersitz auf das Sofa. Ihre Haare sind braun, ihre Beine auch, nur die Wangen, die sind rot.

Warum rauchst du das mit Filter?, fragt sie.

Ich vertrage nicht so viel, sage ich. Wenn ich zu high werde, werde ich paranoid.

Vor mir musst du dich nicht fürchten, sagt sie und nimmt einen Zug. Ich habe mich gestern schon ausreichend lächerlich gemacht.

Was ist passiert?

Sie erzählt mir von der Willkommensveranstaltung an der Uni. Ihr Name ist Olive. Ich weiß nicht, warum ich ihr nicht erzähle, dass ich auch da war. Am Anfang habe ich kurz das Bedürfnis. Als sie fertig ist, entscheide ich, dass es egal ist.

Deine Fragen klingen sehr berechtigt, sage ich.

Es war wirklich unangenehm, sagt sie und nickt.

Hast du die blonde Studentin noch mal getroffen?

Sie heißt Taura. Wir haben Nummern ausgetauscht. Sie will, dass ich zu ihr nach Hause komme. Ich habe die Straße gegoogelt. Eine Villa neben der anderen. Da ist mir vieles klar geworden.

Ich will lachen, aber Olive ist noch nicht fertig.

Ich verstehe die Katalanen ja, sagt sie. Die Globalisierung untergräbt alte Identitäten. Alles muss jetzt auf dem Weltmarkt bestehen und regionale Selbstbestimmtheit geht dabei unter. Uns geht es doch genauso. Wir fühlen uns doch auch ohnmächtig.

Amen, sage ich.

Die Katalanen tun mir leid, sagt sie. Es wird wie in England laufen. Die einfachen Leute wählen rechts, weil sie Identität vermissen, und die Eliten nutzen das aus, um nur für sich Vorteile herauszuschlagen.

Der Regen vor dem Fenster übertönt jetzt die Musik. Alle paar Sekunden donnert es. Bei jedem Blitz strahlt ihr Arm dunkelblau auf.

Du machst Musik?, fragt sie.

Ich senke den Blick und reiche ihr die Spicy Cigarette. Sie lächelt.

Was?, frage ich und stehe auf.

Ich habe nur die Gitarre gesehen.

Jetzt bin ich doch etwas paranoid, sage ich und stelle mich ans Balkonfenster.

Die frische Luft tut gut. Ich halte eine Hand nach draußen. Er ist warm. Der Regen ist warm.

Willst du rausgehen?, fragt sie.

Raus, raus?

Hast du Angst?

Innerhalb von Sekunden sind wir klatschnass. Ich versuche, nicht auf ihre Brüste zu schauen, die sich durch den Hoodie drücken. Vor der Tür strömen Dreckflüsse die Straße hinunter. Normalerweise ist die Gran Vía die Hauptschlagader der Stadt. Auf fünf Spuren fahren Taxis und Busse in beide Richtungen, dazu die Fahrradfahrer und Fußgänger unter den Laubbäumen. Bäume, die jetzt keinen Schutz mehr bieten. Wie bei einem Hagelsturm zerreißen die Tropfen das Blätterdach. Olive schreit etwas, das ich nicht verstehe. Ich hebe die Arme und sie kommt einen Schritt auf mich zu. Sie lächelt. Ihre Wangen sind frech und herzlich gleichzeitig. Ich halte ihren Blick.

Ich muss dich jetzt küssen, flüstere ich in ihr Ohr, als wir uns einige Sekunden lang so angestarrt haben.

Du musst?, fragt sie.

Ich lege meine Hand an ihr Gesicht. Meine Berührung ist sanft, aber bestimmt. Für einen Moment bleiben wir so eng aneinandergelehnt. Als sie zu lachen beginnt, küsse ich sie.

Die Schranktür steht offen. Ihre Füße schauen darunter hervor. Weil ich davon ausgehe, dass sie dahinter nackt ist, bleibe ich im Zimmereingang stehen. Erst jetzt sehe ich die Fotos. An der Wand, die an mein Zimmer grenzt, ist jede freie Fläche bedeckt. Alle Fotos auf der linken Seite sind in Blautönen geschossen. Rechts ist alles orange.

Do you like them?, fragt sie. Ich habe die Filme gerade erst entwickeln lassen.

Die Gesichter fehlen, sage ich. Auf den Bildern sind keine Menschen.

Komm näher, sagt sie und schließt die Schranktür.

Sie steht in ein weißes Handtuch gewickelt. Dunkle Locken fallen nass auf ihre Schultern. In der Hand hält sie ein Wasserglas.

Ich fotografiere nur Farben, keine Gesichter, sagt sie.

Ich mag dein Gesicht, sage ich.

Die Idee hierfür hatte ich in der Sagrada Família, sagt sie und deutet auf die Fotos. Gaudí hat die Kirche so gebaut, dass das Morgenlicht durch blaue Fenster fällt. Auf der anderen Seite der Kirche sind die Fenster orange.

May I kiss you again?

Denkst du, das ist eine gute Idee?, fragt sie.

Nein, wahrscheinlich nicht.

Du darfst, sagt sie.

Über dem Mittelmeer geht die Sonne als roter Ball auf. Barcelona liegt im Kessel. Von drei Seiten wird die Stadt von Bergen umrundet. Den einzigen Ausweg bietet das Meer. Bis zum Parc Güell fährt man eine halbe Stunde mit dem Zug. Zwischen Sandboden und grünen Ästen hängt blaues Morgenlicht. In meinem Beutel

steckt ein Croissant von Baluard und kaltes Wasser. Ich esse in der Sonne mit dem Gefühl, gestern zu viel von mir preisgegeben zu haben. Letzte Nacht war ich jemand, der ich jetzt bei Tagesanbruch nicht mehr sein kann. Heute Morgen, als ich aufgebrochen bin, war sie noch nicht wach. Ich laufe vom Park zurück ins Zentrum. Die Stadt ist still. Nur ein paar Lieferwagen und vereinzelte Jogger. Ein Café wirbt mit kostenlosem Internet. Es ist kein Gast da, der Boden glänzt noch vom Wischen. Ich setze mich an einen der Tische auf der Terrasse, bestelle einen Kaffee und hole den Laptop heraus. Ich öffne das Textdokument, in dem eigentlich ein neuer Artikel für einen Kunden aus Chemnitz entstehen soll. Sie wollen ein neues Getränk auf den Markt bringen: Sekt-Mate-Mischen in kleinen 0,3-Liter-Flaschen. Meine Gedanken flackern, aber keiner wird zu einem Satz. Stattdessen starte ich ein Sprachmodell, an dem ich seit Wochen arbeite. Es ist ein System, das ich mir aus verschiedenen Open-Source-Komponenten zusammengesetzt habe. Ihr Name ist Maja, so wie die Biene. Ich habe Maja mit meinen alten Texten trainiert. Sie beginnt, den Entwurf für einen Blogartikel zu schreiben. Über die kulturelle Bedeutung von Brause in Ostdeutschland. Ich lehne mich zurück. Aus den Lautsprechern des Cafés dringt spanischer Pop. Als der Text fertig ist, kommt mein Kaffee. Schwarz und ölig, in einer dicken weißen Tasse. Ich scrolle durch die Sätze. Setze Klammern. Kommentiere einzelne Zeilen. Zu gewollt. Klingt wie Werbung. Guter Übergang. Was würde *ich* hier schreiben?

Zum Mittag suche ich mir ein Restaurant in der Nähe. In Gràcia finde ich einen Tisch im Schatten. Die Tapasbar hat online gute Bewertungen. Ich bestelle Vermut Rojo, dazu Patatas Bravas und einen Teller Pimientos de Padrón. Der Wermut kommt mit viel Eis. Ich bestelle einen zweiten und beschließe, ins Kino zu gehen. Zwei Straßen weiter startet gleich ein Film: *Bohemian Rhapsody*. Der Film über die Band Queen und den Sänger Freddie Mercury. Im Saal ist es genau richtig dunkel. Tief in den Sessel versunken, kehren die Bilder von letzter Nacht wieder zurück. Olive auf dem

Sofa und ihre Beine. Die Gran Vía im Regen. Ihr Zimmer danach. Ein Abend, der sich nicht planen lässt und den man auch nicht wiederholen kann. Daran festzuhalten, ist genau der Fehler, den ich nicht mehr machen wollte. Ich bin hergekommen, um frei zu sein. *Another One Bites the Dust. I Want to Break Free. Under Pressure.* Je länger der Film läuft, desto lebendiger werde ich. Als ich nach der Vorstellung nach draußen trete, vibriert mein Blick. Die Musik des Films klebt an mir. Ich spüre die Blicke der Leute, als wäre ich selbst Freddie Mercury. Mein Schritt ist leicht. Ich beeile mich, wieder ins Zentrum zu kommen. Im Wohnungsflur stehen fremde Schuhe. Ich höre Stimmen vom Balkon und öffne die Tür auf meiner Seite. Tiefes Sonnenlicht fällt durch die französischen Fenster. Olive steht am Geländer. Sie trägt einen Jeansrock und ein enges, weißes Top. Auf dem Sofa sitzt ein blondes Mädchen mit viel Make-up. Die beiden lächeln.

Wir wollen ausgehen. Kommst du mit?

Kurz nach Mitternacht gehen wir zu einer Bareröffnung in Born. Sarah kennt die Eigentümer der Bar. Es gibt Freigetränke für alle Freunde von Sarah. Ich sitze auf einem Barhocker vor dem großen Fenster zur Straße. Sarah hat eine Narbe am Arm. Dort hat sie sich ein Stäbchen einsetzen lassen, das drei Jahre lang verhindern soll, dass sie schwanger wird. Es war die Voraussetzung dafür, nach Barcelona kommen zu dürfen. Ihre katholische Mutter hat darauf bestanden. Olive und Sarah tanzen mit den Amerikanern. Ich trinke Gin Tonic und warte darauf, dass ich betrunken genug bin, um auch zu tanzen. Noch bevor es so weit ist, sucht Olive durch die Menge meinen Blick. Mit einem Kopfnicken gibt sie mir zu verstehen, dass sie nach draußen will. Zwischen den engen Gassen hängen Laternen. Das Licht reflektiert warm von den braunen Steinwänden. Ich suche den Mond zwischen den Dächern, als sie mich fragt, ob ich ihr eine Zigarette drehen kann. Beim Drehen zittern meine Hände. Sie sieht es, aber sagt nichts.

You do that with every girl, right? Kissing them in the bloody rain and all that?

Das war das erste Mal, sage ich.

Das war ein Fehler, sagt sie und lächelt wieder frech und warm.

Vielleicht, sage ich. Manchmal muss man machen, was sich richtig anfühlt und darauf vertrauen, dass es auch das Richtige ist. But it felt good, right?

Ja, sagt sie und greift kurz nach meiner Hand.

Wollen wir direkt nach Hause?, frage ich.

Nein, die anderen fragen sich jetzt schon, was los ist.

Später sitzen wir aneinandergedrückt auf einem weißen Sofa in irgendeinem Apartment in Götting. Vor uns liegen Menschen um einen runden Glastisch herum. Einer der Amerikaner spielt Johnny Cash auf der Gitarre. Seine Stimme ist furchtbar. Sarah lässt sich zu uns auf das Sofa fallen. Sie gibt Olive einen Kuss auf die Wange.

Ihr zwei seid so süß, sagt sie.

Auf dem Glastisch werden gerade neue Lines verteilt. Sarah zwängt sich zwischen die Körper.

Weißt du, als du mich geküsst hast, dachte ich, es ginge nur um den Moment, sagt Olive.

So war es auch.

Meinst du, es ist gut, dass wir zusammenleben?, fragt sie.

Wir hätten uns sonst sicher nie getroffen.

Aber macht dir das keine Angst?

Ich stehe auf und nehme ihre Hand. Das Wohnzimmer geht in eine Terrasse über. Unter uns liegt eine Gasse. Die Straßenlaternen brennen, obwohl es über dem Mittelmeer schon heller wird. Ich beuge mich weit nach vorne.

Nicht, sagt sie.

Ich bereue die Furcht zu springen, weil man am Ende trotzdem fällt, sage ich.

Das könnten Lyrics für einen Song sein, sagt sie.

Schreib mit.

Sie stößt mir in die Rippen.

...

Jetzt Buch kaufen und weiterlesen:

<https://www.maerzverlag.de/shop/buecher/literatur/wassermann/>



Bitte abonnieren Sie unseren Newsletter,
um stets über aktuelle Neuerscheinungen
informiert zu bleiben.

Originalausgabe Berlin 2026

Copyright © 2026 März Verlag GmbH

Göhrener Straße 7, 10437 Berlin, Deutschland

info@maerzverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Einbandgestaltung: Barbara Kalender, Berlin,

Covermotiv: Shtroxy / Connected Archives

Satz: Sarah Käsmayr, Augsburg

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe,

Bad Langensalza

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7550-0067-9

www.maerzverlag.de

Produktsicherheit: März Verlag GmbH,

Göhrener Straße 7, 10437 Berlin,

produktsicherheit@maerzverlag.de

Sicherheitshinweis entsprechend Art. 9

Abs. 7 S. 2 der GPSR entbehrlich.